

Zeitschrift: Badener Neujaarsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 73 (1998)

Artikel: Wer war Tante Mascha?
Autor: Keller, Rosemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer war Tante Mascha?

Rosemarie Keller

Die «Bank» der Erinnerung

Ich ahnte nicht, zu welcher überraschender Bedeutung das Wort «Bank» kommen sollte, als ich mich vor etwa drei Jahren an einem Sommertag auf eine Bank des Badener Kurparks setzte und mich erinnerte. Ich sah Menschen meiner Kindheit auf den Kieswegen promenieren, hörte ihr Lachen, Gesprächsfetzen, die Geige des Kurorchesters. Zugleich tauchten vor mir Gestalten auf, die im weitläufigen Haus meiner Mutter, gleich neben dem Park, ein und aus gingen. In mir dämmerte die Erkenntnis: Diese Menschen, in ihrer Eigenart, mit ihrer Fremdheit, durch ihr Schicksal zu Aussenseitern gemacht, haben dich geprägt. Ihre Gegenwart vermittelte dir den Eindruck der Unbeständigkeit, der Bedrohung des Daseins und doch der Kraft. Ich sprach ihre Sprache ebenso gut wie den Badener Dialekt.

Deshalb das Gefühl von Vertrautheit, als ich vor ein paar Monaten die jüdische Journalistin und Familienfrau Anita Wildmann in ihrem Heim besuchte. Sie befragte mich für das «Israelitische Wochenblatt» über mein Buch «Die Wirtin»,* das entstanden war, weil mich im Kurpark die Erinnerung eingeholt hatte. Anders als bei Begegnungen mit jüdischen Menschen in der Öffentlichkeit spürte ich hier etwas von ihrem Leben, in dessen Zentrum, wie mir scheint, die Frauen stehen, selbstbewusst und geborgen zugleich. Wie jene Frauen, die, als ich fünf, sechs oder sieben Jahre alt war, im Haus meiner Mutter wohnten. Ich sehe sie vor mir: Rahel Erbsmann aus Belgien, welche am liebsten den ganzen Tag ihr Söhnchen Maurice in Armen gehalten hätte – Maurice aber zog es wahrscheinlich vor, mit meiner Schwester und mir zu spielen –; die als Schönheit gepriesene Margaretha Chambré, spätere Rosenblüth, von uns Tante Greta genannt. Mit ihrem Mann, genannt Onkel Jak, lebte sie mehrere Jahre im kleinen Hotel, der «Rosenlaube» an der Badstrasse – einige Fenster der Gastzimmer gingen auf die mächtige Blutbuche des Kurparks.

Meine Mutter führte das Hotel. Sie war verwitwet, konnte selber bestimmen, wen sie im Haus aufnahm, brauchte keinen Mann um Rat zu fragen, wenn sie in

Paulina Borner, die Wirtin zur Rosenlaube, mit ihren beiden Töchtern Madeleine und Rosemarie (Foto aus dem Besitz der Autorin).



Das Hotel Rosenlaube an der Badstrasse (heute Bäderstrasse), um 1920 (Sammlung Schmidli, Historisches Museum Baden).



stiller Zusammenarbeit mit einem Beamten der Fremdenpolizei ein bisschen illegal die beschränkte Aufenthaltsbewilligung der Rosenblüths verlängerte, wenn sie eine geheimnisvolle Frau, von der sie und das weibliche Personal nur den Nachnamen nannten – für meine Schwester und mich war sie Tante Mascha – versteckte. Angezogen vom Geheimnis um diese Frau, sassen wir auf bereitgestellten Stühlen, fast wie in einem Theater, in ihrem Zimmer. Sie warf ihr dunkles, auf Nackenlänge geschnittenes Haar, das manchmal ihre Augen bedeckte, zurück und erzählte mit rauher, doch angenehmer Stimme Märchen.

Tante Mascha, die jüdische Flüchtlingsfrau, war, das erkannten wir Kinder, nicht krank, obwohl sie immer im Bett lag, obwohl sie das Zimmer nie verliess. Wir durften zu niemandem von ihr sprechen. Wir befolgten dieses Gebot bis ins Erwachsenenalter. So sehr hatte uns die Mahnung der Wirtin, unserer Mutter, beeindruckt. Aber es war noch etwas anderes: Die Fremde wirkte wie von schweren Gedanken beschattet, aber nicht angstvoll; vielmehr haftete ihr etwas Trotziges an, etwas wie angespannte Bereitschaft zu Widerstand und Verteidigung. Zudem vertrat sie einen Standpunkt mit Entschiedenheit. Den Namen meiner Schwester, Madeleine, tolerierte sie. Aber der meinige entging nicht ihrer Kritik. Sie nannte mich kurzweg Rosi. Meine Schwester, sonst eher widerspenstig, akzeptierte dies sofort. Begegne ich heute Menschen, mit denen ich zur Schule ging, heisse ich selbstverständlich ...

Erpressbarkeit

Dieses Wort «selbstverständlich» setzte meine Mutter ans Ende ihrer kurzen Unterredung mit dem «Mann aus Aarau», dem Beamten der Fremdenpolizei, der alle drei Monate etwa in die «Rosenlaube» kam, um der Wirtin ein Formular zur nicht ganz legalen Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung der Rosenblüths zur Unterschrift vorzulegen. Der Beamte tat ahnungslos, die Wirtin auch. Die beiden handelten in stillem Einvernehmen und verbargen voreinander ihr Wissen. Ich beobachtete die Szene in kindlicher Anteilnahme, wenn auch etwas betroffen über die leicht schulmeisterliche Art des Beamten gegenüber meiner Mutter. Sie aber sah sich genötigt, das ominöse Wort auch ans Ende eines Traumes zu stellen, von dem sie heimgesucht wurde. Einige Stammgäste warnten: «Geben Sie nur acht, Frau Wirtin, mit Ihrem Haus voller Juden ...» Da träumte sie, Hitler halte sich irgendwo in der «Rosenlaube» versteckt; schliesslich entdeckte sie ihn in einem der grossen Wandkästen. Aus dem trat er heraus, hinter ihm seine Trabanten. Die Hotelgäste, die Angestellten, alle hoben die Hand zum Gruss. Er aber wandte sich mit schnarrender Stimme an die Wirtin und sprach: «Ich kenne Ihre Gäste und mache in Ihrem Fall eine Ausnahme. Aber erziehen Sie Ihre Kinder arisch!»

Beim Spielen: Die Kinder des Hotels mit Maurice, dem jüdischen Flüchtlingsknaben aus Belgien, und einem weiteren kleinen Gast (Fotos aus dem Besitz der Autorin).



Unter abenteuerlichen Umständen gelangten Jak Rosenblüth und Margaretha Chambré (spätere Rosenblüth) auf der Flucht vor den Nazis aus Leipzig in die Badener «Rosenlaube».



Zur Erstkommunionfeier von Madeleine lud die Wirtin auch ihre nun in Zürich lebenden ehemaligen Gäste: Jak und Margaretha Rosenblüth (stehend).



Mit ihrer Antwort «selbstverständlich», die meine Mutter dem Diktator im Traum gab, wird auch ihre Erpressbarkeit deutlich. So wurde ein Teil der Deutschen erpresst. Die zynische Bosheit der Diktatur machte Menschen zu Mittätern, weil sie ihre Liebsten schützen wollten. Ich freue mich, dass meine Mutter, wie wahrscheinlich auch andere Menschen aus dem Volk, helfen konnte in bedrohter Zeit. Doch wäre die Bedrohung gewachsen, wäre auch die Angst um ihre Kinder gewachsen.

Der Antisemitismus war zu spüren. Auch im kleinsten Kreis. Mit meinen sechs Jahren kündigte ich Maurice Erbsmann, dem Sohn des jüdischen Flüchtlingspaares aus Belgien, meinem Spielkamerädchen, das Heiratsversprechen, weil, wie ich den Knaben belehrte, die «Juden den Heiland ans Kreuz geschlagen haben». Ich hatte diese Weisheit von der bigott-frommen Köchin der «Rosenlaube» und von meiner nicht weniger bigotten römisch-katholischen Basler Tante. Meine Mutter erklärte: «Das ist doch bald 2000 Jahre her, da können doch die heutigen Juden nichts dafür!»

Es ist nicht zu verschweigen: Im Religionsunterricht wurde es erneut bekräftigt: «Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!» schrie das versammelte Volk der Juden. Das war eine Art Hirnwäsche, war die christliche Rechtfertigung der Verfolgung dieses Volkes, das seinen Messias noch immer erwartet. Ein Überlegenheitsgefühl der auf diese Weise herangebildeten kleinen Christen zeigte sich auch in der Schule gegenüber jüdischen Mitschülern: Wir kommen in den Himmel, ob sie ... Es war mein Basler Grossvater, streng katholisch wie seine Tochter, der mich einmal nach dem Nachtessen und dem Glas Wein, das er dabei trank, behaglich zurückgelehnt, fragte: «Hast du jüdische Mitschüler? – Dann sing ihnen doch einmal das Liedchen vor: Wer ist die grösste Nation auf der Wölt?/Unsere Leit./ Ich und der Levi und der Guggenheim,/Isaak und der Silberstein ...» Ich, als Erstklässlerin, zeigte wahrscheinlich ebenfalls Ansätze zur Beschränktheit meines Grossvaters und befolgte seinen Rat. Das Mädchen, dem ich vorsang, sagte nur: «Aber Rosi!»

Ich eilte nach Hause. Schuldgefühle nagten an mir. Ich trat zu meiner Mutter in die Küche, erzählte den Sachverhalt, sang das Schmählied. Ich sah das Entsetzen in ihrem Gesicht. Üblicherweise neigte sie zu raschen, empörten Reaktionen. In diesem Fall nicht. Sie stand da, das Gesicht gerötet von der Wärme des Herdes, einen Kochlöffel in der Hand, und wahrscheinlich dachte sie: Ist es nun dies, was ich mit all meiner Erziehung erreicht habe? Und meine jüdischen Gäste! Haben meine Kinder nicht nur Gutes von ihnen erfahren? Die Enttäuschung meiner Mutter wirkte niederschmetternd, lenkte meinen erschrockenen Kinderblick unerbittlich auf das Böse in mir selbst.

Wir hatten nur Gutes erfahren! Tante Mascha erschloss uns die Welt der Märchen. Zu Weihnachten verfertigten Madeleine und ich unter Rahel Erbsmanns Anleitung kleine Handarbeiten für Mama. Am Heiligen Abend 1944 wurden dann die Gäste der «Rosenlaube», jüdische Flüchtlinge, polnische Offiziere, Schweizer Soldaten, zur gemeinsamen Feier geladen, und jene für gewisse Kreise des Judentums typische Toleranz zeigte sich, als mein Grossvater erklärte: «Es geschieht diesen Schwaben recht, dass ihre Häuser bombardiert werden.» «Nein», schrie Tante Greta (spätere Margaretha Rosenblüth), «ich habe viele Freunde unter den Deutschen!» Sie war ebenso erregt wie damals, als sie von der «Deportation» ihres ersten Mannes erzählte. Ein Wort, vor dem mir graute.

Obwohl ich nicht Uradenerin bin – ich bin nur hier aufgewachsen –, sage ich es gerne: Die Bewohner unserer Stadt gelten als tolerant. Zeigte es sich nicht auch darin, dass die Badener Trachtenfrauen in ihren grossartigen Festkostümen am Umzug zum Ersten August zwei kleine Mädchen, meine Schwester und mich, in der Basler Werktagstracht vor sich hergehen liessen? Aber es ist klar: Wir Schweizer, wir Badener, auch meine Mutter, hatten das grosse Glück, nicht den letzten Beweis erbringen zu müssen, ob wir geschwiegen hätten, wenn die Nachbarin, der Nachbar, deren Kinder abgeholt worden wären von den Soldaten der Besatzungsmacht, ob wir zugesehen oder voller Scham unsere Augen niedergeschlagen hätten, wenn sie zusammengetrieben worden wären, sie, die wir doch vorher grüssten und kannten.

Wie sich heute zeigt, wurde dieses Glück teuer erkaufte. Aber hat es uns vielleicht nicht auch ein wenig überheblich gemacht, als hätte uns Schillers Rütli-schwur für immer Absolution erteilt?

* Rosemarie Kellers Roman «Die Wirtin» erschien im Herbst 1996 bei pendo, Zürich. Es ist das vierte Buch der in Baden aufgewachsenen und in Untersiggenthal lebenden Schriftstellerin.